



In den Jahren 1807 bis 1811 hielten die Franzosen die Neumark besetzt. Nach 1811 wurden die Gutschter Bauern und Kossäten durch die

Reformen des Freiherrn von Stein Eigentümer ihres Grund und Bodens. 1838 wurde der künftige Steinwerber repariert. Der künftige Morgen wurde für 2 Taler verpachtet, der Rest also ungefähr für 9 Mark. Durch diese Verpachtung wurden das Land bald so entwirrt, daß es gutes Ackerland wurde und besiedelt wurde. Als 1848 wieder einmal der Aufstand ausbrach, so kamen da, soogen die Frauen von Gutsitz mit ihrer Habe nach dem Steinwerber und vergnügten dort ihre Jahre an Weibern, Betten und Speckseiten. Die Männer exzerzierten unter Führung von Gemeindevorsteher Klemmlein. Glühend wurde kam es aber zu keinen Zusammenstößen mit den Polen. — 1856 wurde die Gutsitz n o t e n t l i c h ein neues Schulhaus errichtet. Die Schulfinder gingen damals wie heute bei Begräbnissen als Eingekleidete mit, wurden im Trauerhaus bewirtet, oft mit Unterstellen und Schnaps. Letzterer wird ihrer geistigen Entwicklung sicher nicht förderlich gewesen sein. — Die Einwohner waren bisher als Kolonialkrieger oder als Kollaborier nach Polen an Weibensdienst gegangen. In den Jahren nach 1870 gingen sie, die „Sachengänger“ nach Sachsen, bis ins Rheinland, ja sogar bis nach Dänemark. Im Frühjahr 1880 soll die 300 Leute Gutsitz verlassen haben, um als Kollaborier ihr schönes Geld zu verdienen. Im November kehrten sie zurück und mancher von ihnen hat eine gute Wirtschaft erworben. — 1879 wurde auf Anregung des damaligen Mühlenscheifers Louis Vogt eine Postagentur eingerichtet. Später wurde eine zweimächtige Fahrpläneverbindung mit Jantoch geschaffen. Die Strecke wurde dann mit dem gemeinlich dahinfahrenden Postwagen täglich bedient. Waren Kuttiger und Injassen infolge der drückenden Sommerhitze eingebracht, so fanden die braven Kasse auch selbst den Weg zum Jantocher Stall. 1924 richtete H. Perske eine Autoverbindung ein, die an die Kreisstraße Bergling. In den Jahren 1882–92 wurde Gutsitz mit dem Steinwerber durch Jantoch, Driesen und Frieberg verbunden. Am 15. Februar 1882 wurde aus Gutsitz und Gutsitzschwalbe Kameraden ein Kriegerverein gebildet, dessen erster Führer Hauptmann A. Bültgen war. Der Verein wird jetzt von Landwirt C. K. K. geleitet und hält noch gute Kameradschaft. 1899 wurde nach Verhandlungen, die sich über fünfzehn Jahre zogen, ein neues Gotteshaus gebaut. Es steht auf der gleichen Anhöhe auf der die alte Kirche stand und reicht weit ins Land. 1925 wurde die Kirche mit elektrischer Beleuchtung und Heizung ausgestattet. 1907 wurde neben dem zweiten Schulhaus, das fortan als Kirchschul-Lehrerwohnhaus dient, ein Schulneubau angeführt, der sich mit seinen feil angraben zwei Ecktürme leidet. Dem fiktiven Landsatistbild nicht angemessen. Ein Männergesangsverein wurde 1911 gegründet und bemüht sich auch heute noch um die Pflege guter deutscher Lieder. Ein Kirchchor trägt zur fröhlichen Ausgestaltung der Gottesdienste bei. Nach dem Kriege wurde nur wenige Stunden von Gutsitz entfernt, die Kreisgrenze gezogen. Hierzu gelangten die Söhne, die Gemeinde in der Vergangenheit einen großen Teil. Seither geht die Einwohnerzahl stetig zurück und beträgt heute nur noch 700. Immer mehr Einwohner verlassen den Ort, um auswärts Arbeitsmöglichkeiten zu suchen. — 1926 bildete sich ein Ortsausschuß für Jugendpflege, dem es gelang, im Dorf ein neues Jugendheim, 200 Morgen groß, viel zu wenig bekannten See, eine Badeanlage errichten zu lassen und der sich seit Jahren bemüht, auf einem von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Gelände einen Sportplatz zur Förderung der Erziehung der Jugend errichten zu lassen. Ein Evangelisches Frauenhilfe wurde gegründet, die durch die Einrichtung einer Sommerkation schon viel Segen gewirkt hat. — Seit dem Frühjahr haben alle Gutsitzer auf die baldige Ausführung der geplanten Bahnstrecke, deren Anlage den Wohlstand und Wohlstand der Bevölkerung und den Wohlstand der Bevölkerung fördern soll.

Was dieser Gang durch die Geschichte des Dorfes Gutsitz bei der letzten Heimatpflege und Gemeindefestigung führt!

Klänge aus Neumarkstädten

Von Wilhelm Müller-Waldenborf

Dank an die Neumark

Neumark, dort der Dörfer,
Mir, der Mutter Land!
Himmel, da des Lebens
Leisten wir entrinnen!

Neumark, mir der Ostmark
Dergewaltiger Teil!
Grund, daraus mit trüben
Reiches Kinetikteil!

Berlinchen.

Städlein am Markt-saume,
In Neumarkgrün und -sand,
Als einer stillen Wiebe
Mein Herz sich die verband!

Der Schönste eine bist du
In trauer Dittmarkflur,
Und schmückte keine holder
Als dich Hand der Natur!

Dauch an Muths recht stierlich,
Saß du doch hehren Glanz,
Um deine Seelen windet
Der „Schwalm“ sich als Kranz!

Und Kriessnadeln fernhin,
Und Acker, Weizen weit,
Eind dir, du Fiedlich-Deine,
Das wunderlichste Kiehl! —

Braucht drum die Kriessnadeln,
Nach der du wurdst genannt,
Sich deiner nicht zu schämen,
Erdlein im Neumarkland!

Sodln.

Sodln, du Stadt in Altdorf
Der Neumark Hauptstadt hießt du!

Im Hügelgrund, wo Seefut blaut,
Hat Edelkraft dich still erbaunt!

Von deinem einstigen Angestalt
Noch Schloß und Dom und Kloster prächt!

Und wie du wehstet Kriessnadeln,
Wall zeigst's, Mauerrest und Turm!

Sodln, einst stark in reißiger Art,
Doch Alterswürde, treu bewahrt!

Lippheine.

„Gute alte Stadt Lippheine“,
Stadt im Neumarksterrigen,
Was mich oft, seit ich dich kenne,
Still in deinen Hauser neigen!

Sinnst so friedlich, haltvergessen,
In dem Blaustrang deiner Seen. —
Macht's, den schau'n, der deiner schenken
Schnellst soll kann widerstehen!

Ob auch kein vor vielen andern,
Machtst groß der Markt du Ehre;
Tragst noch würd'ge Torturmehme
Aus der Zeit der Kriessschwere!

Aber dabei lachst du freundlich,
Städlein schmucke Fachwerkhäuser!
Wähterin einst an der Grenze,
Drauf sich Feindestrüme haften!

Ja, selbst mit Sumor begnadet
Wardst du durch des Schicksals Walle:
Kennen all' dein spazig Trintreist,
Das du markgräflich erpalten!

Dt in deinen Hauser neigen
Muß ich mich, seit ich dich kenne,
Stadt im Neumarksterrigen:
„Gute alte Stadt Lippheine!“

Neumark, stille Lustlich
Mir, der Mutter Land!
Hofft friedlich, mich
Noch so manchem Ziel!

Neumark, dankbar will ich
Dir verbunden sein!
Markt von deinem Markt ja,
Neumark — bleib ich dein!

Neudamm.

Die wir sah'n durch Hille Kluren,
Schaun' auf einmal dein Cereg,
Neudamm, märk'iger Industriearm,
Stehend an des Pfinges Weg.

Mit den starken Eisenfingern
Greiffst du zäh in Zukunftsbüh'n;
Mit derz' vom Werkelarm,
Heb' das auch magst dich schon!

Denn die Arbeit, ist sie nicht,
Schönst die mein, heist sie nicht!
Und auch dich, du magst Neudamm,
Ehrt dein Maß'n in treuer Hül!

War bist du an Muths nicht riefst;
Doch wirt riefst weit dein Tun;
Fägerschiffen, Hül, Tude
Schafft du aus ohn' Raft und Rauf'n!

Und auch sonst bist du im Spenden
Köst'gen Guts nicht lag und matt;
Neudamm, du, der teuren Neumark
Fleischige Fabritenhabt!

Driesen.

Driesen, Ostmarktreutern einmahl,
Heut' ein offnes deutsches Tor,
Kragt von allen Märkstädtchen
Du gen Ost am weissen Vor!

Schwingst gar led durch dich die Rehe
In den Neumarkpfad hinein,
Um als Deutschpfad dann bei Landsberg
Mit der Warte eins zu sein!

Neuebruch zu deinen Pfäßen,
Dir zu Häupten Hügelwald,
Nicht der Braus des wilden Lebens
Dir in deinen Frieden hallt!

Driesen: Kernholz, ist der Name,
Den man treffend die erfann —
Stadt, um die Schneebemähen
Breiterfänge türmen an!

Randbemerkungen Friedrichs des Großen

Der Kommerzienrat Simon in Stettin
richtete das Gedächtnis an Friedrich den Großen, das
im Kreise Sodln gelegene Rittergut Fraa z n
für 40.000 Taler ankaufen zu lassen. Der
König, der seinen bürgerlichen Gutsbesitzer haben
wollte, wies ihn ab: „40.000 Taler im negotio
(Geschäft) bringen auch prozent, in glüster nur
vier, also verbleibt er kein Landwerth nicht. Ein
Schüler muß Schüler sein, ein Kaufmann han-
deln und seine glückliche, dem König erlangt
es dem Landwirt Fiedel in Weib, der für
20.000 Taler ein Gut in Preußen kaufen wollte.
Friedrich beschied ihn abschlägig: „Fleisch haben
wir genug im Lande, dergleichen Colonien
dürfen nicht, überden Ran er kein altes Guts
kaufen. Weil er nicht noch Abt ist.“

Der neumarkische Kriegsrat Wint-
mann zeigte an, daß sein Onkel, der Finanz-
minister Ader in Frankfurt, ihn in seinem
Departement anstellen wollte und daß der König,
aus vornehmlichen Diensten zu entlassen. Das
Gedächtnis wurde bewilligt, jedoch mit den folgenden,
für den Bittsteller alles andere als schmeich-
haften Worten: „Du er hier gekonnt, so kann
er immer dahin gehen und auch Stelen.“

Glambedee

Der Glambedsee ist ein ganz in märkische Einsamkeit verjunktener Waldsee. Nur selten wird er aufgestöbert. Wer ihn aber kennengelernt hat, liebt ihn.

Er liegt mitten in der Mössiger Heide. Vor
wenigen Jahren war dort noch großes Kiefernhol-
z. Da kam die Forstleute, und jetzt ist dort Heideholz.
bietet. Rache, die Höhen; und wieder ein
warmer Feld Heidekraut und ein Stück anse-
forsteter Fläche. Manchmal klagt eine hohe Kiefer
in den leuchtenden Kiefernblättern. Sie klagt, ihre
Glocke ist zerbrochen, doch und leuchtend
und in ihren Händen. Sie klagt, noch und
wunder, Tausende, rings um sie her. Sie sind tot.
Die letzten Überlebenden sind ihre Grabstein-
maler, ohne Spruch und Namen, aber mit einer
eindringlichen, zwingenden Sprache.

Der Weg gleitet vertraut zu einer Schöpfung. Da ein Laubbaum, der sich über ein paar Dächer biegt. Und da — da unten im Grunde, da hinter der Höhe: der Spiegel eines Sees: Glambesee. Hohe Kiefern mit krausen, zerzausten Kronen stehen am andern Ufer. Ihr Spiegel liegt tie im Wasser, über dessen glatte Fläche ein Wind dünne Streifen zieht. Kein Laut von weit und breit. Nur manchmal schreit ein Eichelhäher, oder ein Rind ruft seine tiefe Sätze in die Luft. In manchen Abendstunden gehen die fernen Gloden von Waffin über die Fläche. Aber ganz leise und gedämpft, als kämen die Klänge vom Grunde des Sees.

[illegible]

Die Sonne war gerade hinten über den Baumkronen hervorgeronnen, als der Sandwerksburche an andern Morgen aus des Thürls Thor der Leierbremer war schon bei der Arbeit. „Guten Morgen“, rief er, „ich habe dich schon eingeheimet“, fragte der Banderburche die beiden Leute unter Ergehen und Lachen, ob sie irgend eine Bitte hätten. Sie lachten und lachen ihn an der wiederholte keine Frage. Aber sie lachten sich wieder an, und einer der Banderburche, der sich wieder schickte, Banderburche mit verstaubtem abgetragenen Bändermantel, mit Siefeln, die bald neu verbriet hätten, dann lieber doch keine Bitte erfüllen! Da lachen sie näher in sein Gesicht, das ihnen nicht mehr so schön schien, als es ihnen einst gewesen war. „Du bist doch ein alter, du bist doch ein Dummkopf“, ein dach sores, aber nicht anders die schlaube Augen. „... Bisher sind wir doch so herabgewacht gekommen und hatten den schänen Mann des Brennen bemeist. Ein Banderburche, der leuchtend leuchtend war, ein Ordensritter bligte ... ihr Könige ...“

Friedrich beruhigte sie; gerade so wollte er ja von seinem Volke bewiezt werden.

Jetzt hatte der Teerbrenner auch eine Bitte: er wollte die Erlaubnis haben, in einem Wald-
Reich umsonst Stubben roden zu dürfen. Die
Bitte wurde ihm erfüllt, und das Privileg hat
lange Zeit für den Teerbrenner vom Glambesee
bestanden. H.

Sträßen in Zehden

Von Kurt Hinze

Herrgott, diese Stadt . . .!

Ich habe am Oderdamm in Sonne und
Butterblumen die Mittagsstunden verschlafen und
mich halbverdorbt von Wärme und Lichtfülle in
den Wiesenwegen und Kornfeldbrändern verloren.
Und stehe nun hier in einer der Straßen. Herr-
gott, diese Stadt!

Beizne möchte ich glauben, ich hätte mich
an Dordrecht in eine verunglückte Welt hinein-
geträumt. Hier hat das Rad der Zeit zu rollen
aufgehört. Die ganze Stadt ist in Vergangen-
heit. An einigen Stellen wagt sich Gegenwart
sich empor. Aber die Vergangenheit erdrückt es
wieder.

Ein Mädchen singt sich hinein. Ein Men-
schad wandert mit. Beide haben sich eng an ein-
ander geschnitten, vom kleinen Besessenen
heruntergedrückt. Leise, einsinnige Melodien
in der Luft: Melodien der rinnennden Boller, an
denen brühen die Ströme von Stunde zu Stunde
den Taft schlägt. Nach und Fußhah haben sich
angefaßt und wandern unter dem Himmelsgewölbe
durchornet Palastkronen weltverloren
in die weltverlorenen Stadt.

Die Straßen sind eng und trumm und holperig. Und sie steigen alle bergan. Sie gehen sich so anders als die geraden, nichternern Straßen anderer Städte. Die Straßen hier haben Leben und Seele, die Straßen hier sind wie Menschen. Sie mühen sich wie Menschen die Hügel hinauf und quälen sich wie Menschen die Winkel herum. Es ist so, als ob man im Steigen und Gehen einen Wandersamerader aus der Seite hätte

Da, der Marktplatz! Wer in Städteköpfen zu leben weiß, sieht das vom Markt und seiner Umgebung an, daß es das Geschäftsfeld ist, die Höhe, die er, der Kaufmann, zu erreichen wünscht. Hier ist der Gedächtnisort, der sich in der Geschichte der Stadt bewahrt hat. Hier ist der Gedächtnisort, der sich in der Geschichte der Stadt bewahrt hat. Hier ist der Gedächtnisort, der sich in der Geschichte der Stadt bewahrt hat.

Zwischen hatte der Roland schmurrige Gesichtszüge. Dort, von jener Marktplatzseite, der, sichtlich ein Menschenhaufen einen Keil, der hatte in der Nacht gehoben. Sitami mit ihm an den Stein. Vier mußte er heben. Stumm und stark wie der Högger hinter ihm. Die Säulen hingen lugerten um ihn herum, schütteln ihn. Gefaselt. Die Kaiserinnen kamen und trugen ihre Würde an ihm vorbei. Die Mädchen hielten abseits mit den Köpfen zusammen und flücherten. Der Spitzbube aber durfte sich nicht vom Fleck rühren, durfte nicht herunter von seinem Stein und durfte nicht mit der Faust davorstehen.

Wie hat doch da der hölzerne Roland in sich hineingelacht, daß sein hölzernes Herz bibberte! Er wollte den armen Sünder mit seinem Kniestoßen, wollte ihn am Arm zwicken. Aber er konnte doch nicht; er war ja aus Holz.

Das Köpflische hoch, was es für den höflichen Ritter gab, waren jene Abenteuer mit den Frauen. Ja, tatsächlich! Und noch dazu meistens mit verheirateten Frauen. Da hatte eine frischverheiratete Frau, die sich nicht zu Hause gesaugt hatte, die Ehre, belagert zu werden, und wenn nicht die wunderlichsten Sachen von der Stadt Doktor in der Stadt herumtrottelte! Das durfte so eine nicht weitergehen! Die hohe Stadtwacht kam. Und dann mußte die Treue tun. Zum Hörsenern Mund, der die Treue nicht hielt, wurde die Treue nicht etwa auf den Rücken röhrtet, nein! Reineck so schlimmer. Vom feinen Stock heruntergehoben wurde sie ihn. In ihre Arme schlieflicher mußte sie ihn. Und ihr Drei brüden mußte sie ihn tragen müssen. Ja, wo das eine so Barmherzige für den Stabilitäten! Frauenerne hatte er noch nicht. Jetzt schmeigten sie sich um ihn.

Die Sitte hat aufgehört, hat mit dem Verschwinden des Rolands aufgehört.
Schadel!

Lieber Roland, komm doch wieder! Und nicht nur nach Beiden . . .

Aber er kommt nicht wieder. Sein Platz an dem Zehenden Platz bleibt leer. Seine letzten mürbigen Worte stehen in der Eingangshalle des Westfälischen Museums in Berlin. „Ein Kopf hat Zeit vor sich, ein Körper muß ihn haben.“ Am 1. April 1907 ist er glücklich verstorben, bis man ihn eines Tages entdeckt in einem Winkel, des Eingangsbaues und als Lebenswichtigkeit ins Museum führte. Jetzt steht er dort neben einem Schilten aus Straumfrott (Ober), in welchem Napoleon I. aus Angust stand, und neben altertümlichen märchenhaften Wollen und Feuerzylinder. Nur wenige finden ihn, nur wenige sehen er seine Erlebniszeit zu erzählen. Ihm, höheren steht er in seiner Ede und daß von Zehenden Stübchen und von Frauen, an deren Brust er einst ruhte.

Nun da oben, diese schiefe Straße hinauf! Dielt an der Kirche vorbei! Solche kleinen Häuser! Einige haben Fachwerkwände und sehen da mit wie kleine Schulmädchen aus, die sich schwarz-weiß karierte Schürzen umgebunden haben. Wie weit hier die Häuser ihre Treppenaufgänge an die Straße schieben! Man könnte meinen, die Häuser strecken einladend ihre Hand aus: Bitte tritt doch herein!

Beinahe hätte ich es auch getan und wäre die Treppe hinaufgestolpert. Aber, — nun hab ich mich umgesehen:

Doch . . . Bäume und Häuser lassen einen kleinen Blick frei, und ich kann von hier oben weit über die Dächer und Giebel und Strahlen und Menschen hinweg in die blaue Raumlosigkeit des Oberbruchs sehen. Hier die Enge der Straße, hier die Kleinheit der Häuser und Winkel, und dort — die endlose Bläue unserer Oberwelt, die man kaum mit einem Blick fassen, mit einer Seele begreifen kann.

Ich habe mich oft umgewandt. Aber, so oft ich mich auch umsaß, immer grüßte die weitge-
dehnte, blaue Ebene ihren Sehnsuchts- und Swig-
teitsgruß herüber. Und ich werde mich noch oft
umhelen, um einen solchen Streifen Fernblau zu
suchen.

Johannismittag in Rebden! Die Lust, die unbeweglich in den Straßen brühet, ist von den Lust des frischen Heues und blühender Kinder erfüllt. Gluthelbes Licht gleißt und glühert über den Dächern. Die Stadt schlüft, hält Mittagsruhe. Nur hier und da klappt ein Holzpantoffel über das Pflaster, tadt der gleichmäßige, schlafende Rast eines Senjenhammers. Die Felder und Höhen rings um die Stadt sind eingedickt.

Da — richtig! Ich einmal aus dem Kirch-
schatten auf, in dem du eben eindämmern wolltest.
Schau doch einmal an die Giebeln vorbei über
die Dächer! Da, da dräusen auf der Grenze, die
mittagsmüde über den Töpferberg gleitet, steht
eine Frau. Sie hält die Hand über die Augen
und blickt zum alten Klosterhof hinüber, der groß
und wichtig wie eine Burg jene Bergspitze aus-
füllt.

Jetzt ist die Frau weiter. Du kannst im
langsamem Schreiten die Falten ihres langlebigen
weißen Gewandes fallen sehen. Du kannst der
blonden Scheitel erkennen. Jetzt gleitet sie zurück.
Langsam. Hinten entwindet sie und löst
sich im Sonnenglimmer auf. Nun liegt die Welt
wieder in ihrer hellen, heißen Stille.

Frage nicht nach dieser weißen Frau! Kein Mensch in Beiden weiß ihren Namen, kein Mensch der umliegenden Dörfer weiß, wer sie ist. Kein Mensch weiß, was sie will. Nur ein einziges Mal im ganzen Jahr, nur an den Johannislagsmittagsstunden läßt sie sich sehen, und auch dann nur für Menschen mit Sonntagsaugen.

Man könnte meinen, es wäre die Roggen-
muhme. Aber ich glaube es nicht. Die Roggen-

.....